

» Die Jury der Evangelischen Filmarbeit empfiehlt

Paterson

USA 2016
Regie: Jim Jarmusch

Paterson braucht keinen Wecker. Er wacht jeden Tag kurz nach sechs auf, manchmal ist es ein bisschen später. Seine Frau Laura kann weiterschlafen, während Paterson frühstückt. Dann macht er sich mit seiner Lunchbox und einem Notizbuch auf den Weg. Der junge Mann arbeitet als Busfahrer in einer Stadt in New Jersey, die denselben Namen trägt wie er; in seiner Freizeit schreibt er Gedichte. Damit steht er in einer Tradition: Paterson-Stadt ist nicht unbekannt, sie hat den großen Lyriker William Carlos Williams zu einem Versepos inspiriert. Es gab einmal Industrie hier, aber inzwischen sind die Straßen heruntergekommen, es sind einfache Leute, die Paterson in seinem Bus chauffiert und das Leben scheint wenig Höhepunkte zu bieten. Vielleicht wird Paterson aber irgendwann seine Gedichte veröffentlichen. Oder die erfinderische Laura, die sich als Designerin, Bäckerin und Countrysängerin imaginiert, macht Karriere.

Der neue Film von Jim Jarmusch erzählt von einer paradoxen, schwer zu fassenden



Erfahrung: einem Leben, das so durchstrukturiert ist – Arbeit, Freizeit, Wachen, Schlafen –, dass es jede Form zu verlieren scheint. Die Handlung in „Paterson“ erstreckt sich über eine Woche, hält an den immer gleichen Stationen im Alltag des Helden. Und doch ist jeder Tag ein bisschen anders. Denn Paterson und die Menschen in seiner Umgebung verstehen es, im Fluss der Zeit ihre eigenen Zeichen zu setzen. Jarmusch macht das im Dialog wie auf der Bildebene sinnfällig. Muster, Reime und Korrespondenzen prägen den ganzen Film: von der Anordnung der Buchstaben auf einer Streichholzschatel, die Paterson bedichtet, bis zu den Geschichten, die sich die Pendler im Bus erzählen. So feiert der Film, was man im Zeitalter der digitalen Formierung schon fast verloren glaubte: die „Kunst des Handelns“ im Alltag, die Kreativität der Einzelnen. Am Ende ist es gar nicht mehr so wichtig, ob Paterson als Lyriker reüssiert: Der Film ist selbst ein Gedicht.

Ich, Daniel Blake

Großbritannien, Belgien, Frankreich 2016
Regie: Ken Loach
Preise: Goldene Palme, Cannes 2016

Das Sozialamt prüft die Arbeitsfähigkeit von Daniel Blake entsprechend einem vorgegebenen Fragebogen. Er hat Jahrzehnte als Schreiner gearbeitet. Nachdem seine Frau, die er gepflegt hat, gestorben ist, hat er einen Herzinfarkt erlitten. Laut ärztlichem Attest ist er nicht arbeitsfähig und daher auf Sozialhilfe angewiesen. Doch der Gesundheitsdienst erkennt dies nicht an. Daniel gerät in die Mühlen eines bürokratischen Systems, das ihm Hilfe verweigert und seine persönliche Würde missachtet. Auf dem Sozialamt trifft er auf die alleinerziehende Katie mit ihren beiden Kindern, die ebenfalls von der Gleichgültigkeit der Verwaltung betroffen sind. Sie weiß nicht, wie sie ohne Unterstützung überleben soll. Beide freunden sich an und wollen gemeinsam gegen die Maßnahmen der Sozialverwaltung kämpfen. Auch Daniels Nachbarn unterstützen ihn. Angesichts seiner Ohnmacht setzt er schließlich vor dem Sozialamt ein öffentliches Zeichen. Kann sein Protest das entwürdigende Verfahren verändern?



Das britische Sozialhilfesystem und seine Auswirkungen auf die Betroffenen stehen im Zentrum des Films. Statt für eine materielle Grundsicherung in Krisenzeiten wie Arbeitslosigkeit, Krankheit und schwierigen Familiensituationen zu sorgen, erweist es sich als zynisch und gleichgültig gegenüber den existentiellen Nöten der Menschen. Ständig droht die Verwaltung mit Sanktionen, weil alle, die öffentliche Unterstützung suchen, unter dem Verdacht stehen, sich die Hilfe auf Kosten des Staates zu erschleichen. So erscheinen die sozial Schwachen nicht als Opfer ungerechter Verhältnisse, sondern als Betrüger, die bestraft werden müssen. Gegen diese Verzerrung der Wirklichkeit protestiert der Film. Immer wieder gelingen Loach Bilder, die die Würde, den Widerstand und die Solidarität der Bedürftigen in Szene setzen. Er plädiert für einen Sozialstaat, der ihnen Respekt erweist und ihren Bedürfnissen gerecht wird, und ermutigt zur Wahrnehmung gesellschaftlicher Verantwortung für die Armen und Schwachen.

Manchester by the Sea

USA 2016
Regie: Kenneth Lonergan

Schnee schaufeln, Müll entsorgen, verstopfte Toiletten reinigen: Lee Chandler führt ein tristes, demütigendes Leben als Hausmeister in einer Stadt südlich von Boston. Er ist Single, seine Wohnung eine notdürftig möblierte, düstere Absteige. In Lees Seele sieht es ähnlich desolat aus. Der Mann wirkt in sich gekehrt, aber ein falsches Wort, ein falscher Blick können bei ihm unkontrollierbare Wut auslösen. Als sein herzkranker, geschiedener Bruder stirbt, muss Lee in seine Heimatgemeinde Manchester-by-the-Sea zurückkehren – er wurde zum Vormund seines Neffen bestellt. Während er zögernd den Nachlass ordnet und die Zukunft des 15-jährigen Patrick plant, regen Erinnerungen in ihm auf: an bessere Tage, vor allem aber an ein schreckliches Unglück. Nach einem von Bier und Koks befeuerten Abend mit Freunden im eigenen Hobbykeller hat Lee fahrlässig ein Feuer verursacht, in dem seine drei Kinder gestorben sind; seine Ehe ist daran zerbrochen.



Mit ein bisschen Glück wäre in dieser Nacht vielleicht nichts passiert, und der von Kenneth Lonergan geschriebene und gedrehte Film hätte sich, seinen Protagonisten als Schuldigen zu brandmarken. Mit unerschütterlicher Empathie folgt die Kamera dem in Verzweiflung erstarrten Helden bei seinen Besorgungen und Gängen durch das winterliche, kleinbürgerliche Manchester. Der Film ist nicht hoffnungslos; feinfühlig und geduldig registriert er Grade der Trauer und Verlorenheit – in den alltagsnahen, aber pointierten Dialogen, in der Art, wie die Menschen sich in ihren Häusern einrichten. Das soziale Netz funktioniert hier noch, man hilft einander; Lee und sein Neffe kriechen durch Streit und Missverständnisse zentimeterweise aufeinander zu, und Lees Frau ist zur Vergebung fähig. Sich selbst vergeben wird Lee indes nicht, er wird auch in Manchester keine Heimat mehr finden. Selten hat ein Film so umsichtig und anrührend diese bittere Tatsache des Lebens beschrieben: Es gibt Erfahrungen, die sich nicht wegtherapieren, und Geschehnisse, die sich nicht wiedergutmachen lassen.